

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Der Schlosser Uli [Fortsetzung]
Autor: Amstutz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anton Klingler, ein allerfeinstes Meisterwerklein in Farbe, Zeichnung und psychologischer Auffassung des enggeistigen materiellen Zeloten. Diese aus dem Jahre 1699 stammende Arbeit läßt uns ahnen, welch Außerordentliches die reife Künstlerin zu schaffen vermochte und was uns damals an das Ausland verloren ging.

Fühl berichtet von einer großen Korrespondenz der Anna Waser, die „die größten Männer Deutschlands verehrten“. Leider läßt sich von diesen Briefen, die den wertvollsten Schlüssel zum Wesen des seltsamen Mädchens enthielten, nichts mehr auffinden; was Fühl uns über sie zu sagen weiß, ist so be-

blümt wie sein Bildnis der Künstlerin, das wir S. 429 wiedergeben und darin uns das edle Gesicht bunt umschäfert im Rotofodot vorgetragen wird. Auch die Zeugnisse der Zeitgenossen sind, im Stile der Zeit, so voller Ueberschwang und Unklarheit, daß sie uns zu keiner Erkenntnis kommen lassen; aber was uns die Urkunden von diesem tapfer geführten Leben, was uns die Werke von dieser klar und edel schaffenden Hand verraten, läßt uns am Leben und Wesen der Anna Waser erkennen, was Lavater feinfühlig aus den Zügen ihres Gesichtes las: „eine Großheit im Ganzen“.

M. W.

Der Schlosser Uli.

Novelle von Ulrich Amstutz, Bern.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Als der riesenhafte, breitschultrige Schlosser Uli mit dem Architekten in die lange Wirtsstube trat, dröhnten die wackligen Bodenbretter. Drei Gesichter wandten sich ihnen zu. Zwei davon gehörten jungen Burschen, die dem lieben Herrgott den Tag abstählen; denn arbeitslos sollte um diese Zeit in Bern niemand sein. Das dritte aber kam, lieblich mit blondem Haar umrahmt und auf einem schlanken Hals und Körper sitzend, an den Tisch der Neueingetretenen und fragte nach ihrem Begehren. Das verfinsterte Gesicht des Schlossers klärte sich schnell zu hellem Erstaunen auf. Wohl einen Augenblick lang starrte er mit offenem Mund das Mädchen an, derweil der Baumeister lächelnd bestellte: „Eine Flasche Chianti, Signorina Nina, aber von der hintern Beige!“ und schnalzte mit der Zunge, als sich das Mädchen still entfernte.

„Es ist des Rossi-Tonis Schwesterkind, sagt man,“ wandte er sich erklärend zum Schlosser. „Hübsch wie die Sünde, verflucht schön, aber kalt wie eine Hundeschauze! Schlosser, wie sie davonläuft! Wie die wedelt! Wie eine, der wir alle zu gering sind!“

Grüßlerisch drehte der Schlosser Uli sein Glas in den tažigen Händen herum. Er lächelte trüb und stürzte etwas hastig den schweren Wein in den Hals.

„Schlosser,“ redete der Baumeister weiter, „es gibt hübsche Frauenzimmer in Bern, auch solche mit blonden Zöpfen und mit vollen roten Backen, aber so eine habe ich bei Gott noch nie gesehen!“

„Ja, ja,“ erwiderte lächelnd Schlosser Uli mit dem Blick auf dem Tisch, „sie ist eine ganz nette Chrott!“

Da ging die Wirtschaftstüre auf. Ein Arbeiter rief den Architekten nach dem Bauplatz. Schlosser Uli wollte sagen, er komme auch gleich; aber er schwieg und blieb, trank den schweren Wein ins Blut und sah verstoßen nach der schönen Kellnerin. Auf einmal riefen die beiden Tagediebe dem Mädchen fremde, italienische Worte zu, zählten, standen auf und gingen. Die Türe hatte kaum ins Schloß geschnappt, so setzte sich Nina in einer selbstverständlichen Art dem einzigen Gaſt gegenüber

und hielt die Augen über einer Häkelarbeit gesenkt. Die Antworten auf des Schlossers Fragen waren ruhig gelassen, aber jedesmal von einem Augenaufschlag begleitet, daß ihm bald schien, er sehe in ein fernes dunkles Rätselland. Aber er dachte einfach: Das Schönste an ihr sind doch die Augen.

Der Schlosser Uli blieb nur noch kurze Zeit. Häufig hatte er den Wein fast alleine getrunken und merkte nun, daß er ihm einen leichten Nebel um die Sinne gelegt. Er zahlte und gab

Nina einen ganz neuen Franken als Trinkgeld, den sie zwar verwundert, aber ohne besonderen Dank annahm. Bevor er in seine Werkstatt trat, drehte er sich noch einmal um und sah, daß ihm Nina durch die Fenstertür nachblickte. Da freute er sich heimlich, ohne recht zu wissen, warum.

An diesem Abend kam ihm die Wohnung so öde und verlassen vor wie noch nie. Er saß erst eine Weile vor seinem „Sekretär“ und versuchte zu rechnen. Aber es ging nicht. Ärgerlich schloß er den Deckel, schob unwirsch die Räte weg, die sich spinnend an seinen Hosenseinen herumgetrieben und trat ans offene Fenster. Ein warmer würziger Frühlingshauch, Erdgeruch und Grasduft drang zu ihm ins Zimmer. Er sah einem Pärchen nach, das verliebt über den Waisenhausplatz strich, ließ spielerisch die Enden seines Schnauzbartes durch die Finger gleiten und gedachte des eigenartigen Mädchens in Rossi-Tonis Schenke.

„Solche Haare habe ich auch schon gesehen, wegen dem,“ dachte er, „aber ebenso stockfinstere Augen noch nicht.“ Was

er über sie wußte, hatte er aus den Gesprächen der beiden Gesellen brüderlich aufgeschnappt. Aber daß Nina eine eigenartige Schönheit war, das wußte er bestimmt. Sein Blick hatte ihn darüber nicht getäuscht.

Es wurde behauptet, Nina sei das Kind des friesischen Zimmermanns Fred Bentfeld und der Kalabresin Giuseppina Rossi, der Schwester des Pintenwirts. In Reggio di Calabria habe der Schiffszimmermann Bentfeld vor zwanzig Jahren,



Joseph Werner, Anna Waser's Lehrer (1637—1710).
Nach Stich von Johann Rudolf Fühl (1737—1806).



Joseph Werner (1637-1710).

Die Gerechtigkeit bestraft die Misere (1688). Original im Berner Museum (aus dem Rathaus).

eines Unfalles wegen, ans Land gefetzt und dem Spital übergeben werden müssen, darin die Peppina als Rüchenmädchen gediengt. Unter den rauschenden Pinien im Garten des Spitals, am sonnewarmen Meer hätten der blonde nordische Riese und die Halbafrikanerin sich zum ersten Mal in den Armen gelegen und acht Tage darnach seien sie miteinander geflohen. Wohin? Niemand anders wüßte darüber bestimmte Auskunft zu geben als der Rossi-Toni selber. Aber der speiste die Gewundrigen mit ausweichenden Redensarten ab: Sie hätten lange Zeit miteinander in Norditalien gelebt. In einer Spinnerei in Bergamo habe die Mutter zum Brot verdienien helfen; der Mann sei eine Zeit lang Dienstmann, Rütscher und Hausbursche gewesen, zuletzt habe er eine kleine Flickwagnerei und Zimmerei gehabt. Vor anderthalb Jahren, gerade als die Bäuerin den Rossi-Toni nach Bern gelockt, seien Ninas Eltern mit einem ganzen Schwarm von Auswanderern nach Amerika gezogen, die neunzehnjährige Nina aber sei im Asyl in Basel plötzlich erkrankt und so zu ihrem Onkel nach Bern gekommen.

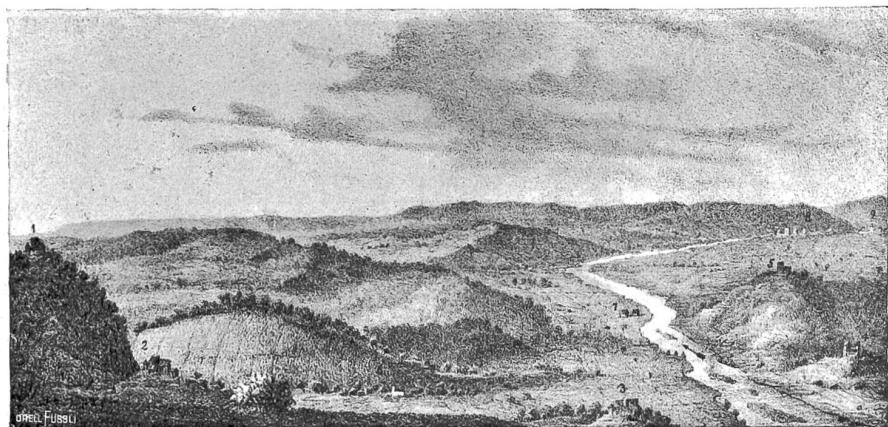
Eines war schon wahr: In dem Mädchen hatte die göttliche Natur einen neuen eigenartigen Menschenotyp geschaffen. Ein wunderbares Gemisch von Friesin und Kalabresin, von Glut und Kühle. Groß und schlank, fein und doch rundlich in den Formen war sie. In die hellblonden Haare der Nordländer hatte das südländliche Blut eine zitterige Unruhe geworfen, und über das leichtgelbliche und schmale Gesichtchen leuchteten die nachtschwarzen Augen wie zwei dunkle glänzende Monde.

War es ein Wunder, daß die Männer nach dem ersten Blick in ihre Augen wie behext waren? Nein, wahrhaftig

nein! Und doch wußten die frischesten und draufgängerlichsten Bursche nichts mit ihr anzufangen. „Ein kurioses Ding,“ sagten die einen voll Bewunderung, „ist schön, aber arm wie eine Kirchenmaus und schlägt doch die besten Heiratsanträge aus! Seit anderthalb Jahren bedient sie in ihres Onkels Schenke das Lärmvolk der Bauhandwerker, als wäre sie die Tochter eines Königs im Exil. Nie hat sie einer lachen sehen und nur selten einer reden gehört!“ Still und stumm besorgte Nina die Wirtschaft und saß die übrige Zeit in einer Ecke und strickte und nähte den lieben langen Tag; Umgang mit andern Mädchen hatte sie in der fremden Stadt nicht.

Trotzdem schwiegen auch über sie die bösen Mäuler nicht. „Seht die Baronin von Bettelhag!“ spotteten sie. „Die hat es gewiß faustdick hinter den Ohren!“ Einer wollte wissen, sie habe sich in Basel mit einem Russen davongemacht, habe mit ihm in Zürich und am Bodensee herum gelebt, bis er sie dann habe sitzen lassen. Es werde schon noch alles an den Tag kommen. Jetzt gehe sie hier in der Wirtschaft um, wie der heilige Geist, der kein Wässerlein trüben töme... Doch wie auch geredet wurde, wie auch die Späße fielen, saftig oder trocken, das Mädchen blieb stumm und wehrte bloß mit der Waffe eines Lächelns die Zudringlichkeiten ab. Niemandem offenbarte sie sich, und niemand erriet die Gedanken, die unter dem welligen Blondhaar hin und her kreuzten; bloß daß sie etwas Besonderes war, das fühlten alle.

Und nun hatte sie dem roten Schlosser gegenüber gesessen, hatte ihm den schweren Wein eingeschenk und seiner Rede gelauscht. Er hatte nicht besonders viel zu schwatzen gewußt,



Blick über das Baretal von Wildegg bis Brugg. 1. Schenkenberg. 2. Kastelen. 3. Wildenstein. 4. Wildegg. 5. Habsburg. 6. u. 7. Schinznach (Dorf und Bad). 8. Brugg. 9. Königsfelden.

und deshalb war die Gegenrede auch karg ausgefallen. Umso mehr fand sie Zeit, ihn verstoßen, mit einem raschen Augenaufschlag, zu betrachten. Ihn, von dessen Wesen und Eigenart, von dessen Tremdenhass schon viel und oft in der Schenke gesprochen worden war. Ihn, von dem sie wußte, daß er nach einer kinderlosen unglücklichen Ehe Witwer geworden, und für den sie ein aufrichtiges Bedauern empfunden. Wie oft, wenn der Onkel gerade sonstwo zu ihm hatte und sie allein die Barackenbude gehütet, war sie rasch an die Fenstertüre gesprungen, um der hohen aufrechten Gestalt des Schlossers nachzublicken, wenn er vorüberging! Und wie oft hatte sie heimlich um ihn gebangt, wenn sie aus den Gesprächen der Gäste vernommen, der Schlosser Uli habe wieder so und so über die fremden Leute, über die Italiener geschimpft, habe sie eine Dreckbande und mehr genannt! Einmal war sie auf und dran gewesen, ihn vor zwei frechen Kerlen zu warnen, die sich laut prahlend in die Köpfe redeten, dem Schlosser eines heimzuleuchten. Sie hatte es nur bleiben lassen, weil sie unbestimmt empfunden, sein muskelstarker Körper würde es auch mit vieren aufnehmen.

Eigentlich hatte sie der Schlosser Krähenbühl wegen seiner

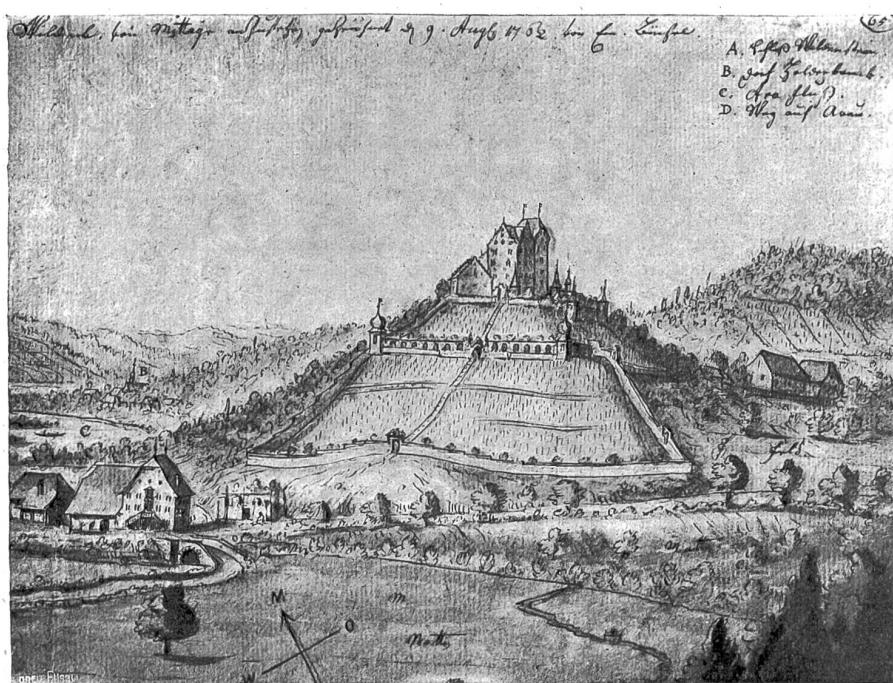
hohen Gestalt, seines Ganges und des verschloßenen Wesens stark an ihren Vater gemahnt. Es waren kindliche und unschuldige Gedanken, mit denen sie ihn anfangs umschlossen. Erst allmählich hatten sich herzlichere in sie geschlichen. Daß er aber nicht ein einziges Mal nach der Schenketüre gesehen, wenn er vorübergegangen, und sie auch nicht beachtete, wenn sie ihm in der Gasse begegnete, das hatte sie betrübt, ja oft traurig gestimmt. Nun hatte er bei ihr gesessen, mit ihr geschwätz, und als er gegangen, begleiteten ihn ihre Gedanken in sein Haus: Was er wohl von ihr dachte? Ob er wohl wiederkam?

Am darauffolgenden Morgen nach dem Trunk in Rossitoni's Schenke erwachte Schlosser Uli nach traum schwerem Schlaf. Er war mit der Nina im Bremgartenwald spazieren gegangen, und unterwegs hatten sie Marie, seine verstorbenen Frau, begegnet. Nach kurzem heftigem Wortwechsel mit Tränen und wüstem Schimpfen hatten sich die beiden Frauen in den Haaren gerauft, und als er vermittelten wollte, war ein großer Vogel geflogen und hatte ihm die Augen ausgepeißt. Blind, von tiefster Nacht umgeben, sei er dann im Walde herumgetappt; auf einmal sei er in ein Loch gefallen, dessen tiefen Grund er nie erreichen konnte...

Dem Schlosser Uli war es noch beim Ankleiden, als hörte er den schweren fauchenden Flügelschlag des Vogels und als schmerzten ihn die Augen. Er grubelte noch einige Zeit über die Bedeutung des sonderbaren Traumes nach und beschloß heimlich, ihn von der Wahr sager gritt in der Brunngasse deutzen zu lassen. Aber schließlich siegte sein gesundes Empfinden: „Donners Blödsinn! Mit so verrücktem Zeug plagt sich kein vernünftiger Mensch ab!“

Während er in der Werkstatt ein paar Eisen rüstete und den Gesellen Arbeit gab, fand er, den gestrigen Wein vertrage er nicht gut, er liege ihm im Magen. Um seine Verstimmung abzuschütteln, legte er sich fester als sonst in die Arbeit. Die würde ihn schon wieder in den rechten Strumpf bringen; die würde ihn auch die pechschwarzen Augen der schönen Kellnerin vergessen machen. Dummes Zeug, als ob er überhaupt noch daran dächte. Er war doch weiß Gott kein Grüner mehr und längst trocken hinter den Ohren. Aber schon nach drei Tagen lief er mitten aus der Arbeit weg, schnurstracks in die Schenke und rührte dem Rossi-Toni wegen seines Chiantiweins die Ohren voll. Als er mit leicht schlechtem Gewissen die Glastüre öffnete, leuchteten ihm aus dem dämmigen Gastzimmer zwei dunkle Sterne entgegen, und Ninas Herz jubelte: Er kommt meinetwegen!

Allmählich merkte der Schlosser Uli, daß etwas mit ihm



Wildegg von Süden. Nach Federzeichnung (1762) von Emanuel Büchel (1705—1775) in Basels Duffentl. Kunstsammlung.

geschoß, das er noch gar nie erlebt. Es konnte ihm bei der Arbeit mitten in der Frühsommerszeit plötzlich heiß und kalt werden, daß er den Kragen aufreißen mußte, wie wenn ihm das Herz als Klumpe in den Hals gerutscht wäre. Ein andermal wurde ihm schon am frühen Morgen so fröhlich und leicht zu Mute, wie wenn er hätte erben können. Früher war er doch morgens meist mürrischer Laune gewesen, sodaß sich die Gesellen oft angestoßen: „Du, heute taut der Alte wieder vor zehn Uhr nicht auf!“

Wenn der Schlosser Uli mit seinen beiden Gesellen vor der Werkstatt am Gitter schauste, konnte es auch vorkommen, daß er vom Mittag weg heimlich alle Leute zählte, die nach der Baracke steuerten, und genau die Zeit herausfand, wo der letzte Gast gegangen, um dann schnell auf ein Glas Wein in die Schenke zu treten. In diesen stillen Augenblicken mußte Nina zu ihm an den Tisch sitzen, den er meist im Hintergrunde des Gastzimmers wählte, und ihm von ihrer Jugend erzählen. Er liebte das gebrochene Deutsch, das sie spreche, sagte er. Und er wiederum berichtete ihr von seiner Arbeit und von seinen Wanderjahren im Welschland und Tirol.

Eigentümlich, wie sich bei diesen beiden Menschenkindern die Jungen lösten, sobald sie allein unter sich waren und ein jedes von sich reden durfte. Es war oft, wie wenn lange zurückgestautes Brunnenwasser, des Hindernisses ledig, nun in vollen Schwälen aus der Tiefe drängte, um dann augenblicklich wieder zu versiegen, sobald jemand Fremdes die Gaststube betrat. Nur ein einziges Mal hatte Schlosser Uli dem Mädchen von seiner verstorbenen Frau erzählt. Über ihren erstaunten Augen hatte er aber auf einmal die Rede abgebrochen und war nach Hause gegangen, weil ihm war, als müßte er sich nun vor dem jungen Mädchen schämen. Hatte er sie nicht in ein Geheimnis blicken lassen, das nur ihn und die Verstorbene angegangen? Sie war doch immerhin seine Frau gewesen.

* * *

Allmählich kamen Herbsttage über das Land gezogen. Schon strichen jeden Morgen leichte Nebel von der Alare her um die langen Pappeln am Waisenhaus. Die Blätter fielen unverfärbt zur Erde, weil der halbe Sommer noch in ihnen steckte. Die Bauten an der Speicherstraße gingen ihrer Vollendung entgegen. Vom niedern Dache flatterten noch die bunten Papierbänder um das ausgedörrte Aufrichttännchen. An einem Sonntagnachmittag sammelte die neugegründete Filarmonica

Italiana die fremden Bauleute zu einem Waldfest im Bremgartenwald. Die Gasse war wie ausgestorben. Auch der Rossi-Toni hatte sich den Feiernden angeschlossen. Mutterseelenallein hütete Nina die Italiener schenke.

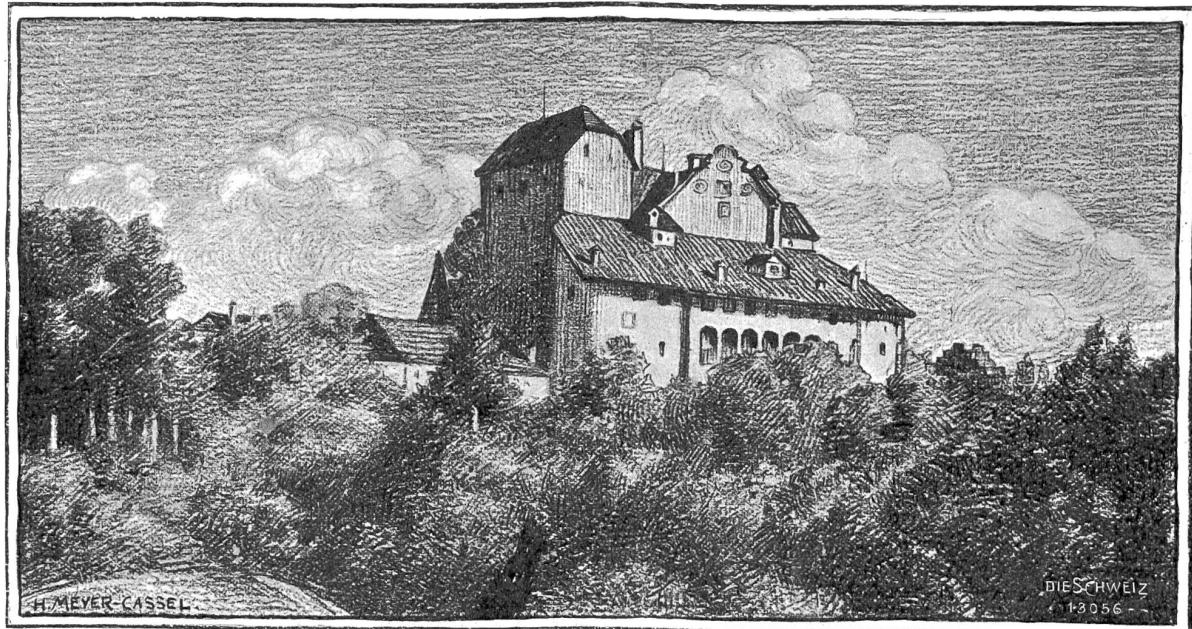
Als der Schlosser Uli, hinter dem Fenstervorhang in seiner Wohnung stehend, die Musik und den langen Zug fröhlicher Menschen nach dem Larbergertor hinausmarschieren sah, hätte er ihm am liebsten einen lustig-übermütigen Fauchzer nachgeschickt, so voll war ihm die Brust. Es kam plötzlich eine Freude über ihn, wie etwa einem Bursch zumute ist, wenn er zum ersten Mal bei seinem Schatz hilsten geht. Hastig und mit zitternden Händen machte er sich zurecht und schloß die Wohnung ab.

Es waren keine zweideutigen Absichten in seinem Sinn, als er dieses Mal nicht in das Gastzimmer, sondern durch das Hintertürchen, direkt in Ninas Zimmerchen trat. Er wollte sie nur überraschen und sich dann an ihrem erstaunten Gesicht erfreuen. Er hatte jedoch kaum die Türe hinter sich ins Schloß gezogen, so stand auch schon lächelnd das Mädchen vor ihm und schaute ihn aus solchen strahlenden Augen an, als wollte sie sagen: „Ich habe dich ja erwartet!“ Weiß Gott, da hätte sich ein Heiliger des Himmels verfehlt können! Dem Schlosser Uli ward es blitzschnell, als säße er in einer Schaukel und als spielte hinter ihm der lustigste Fiedler den schönsten Walzer auf. Zwei Sekunden lang lag eine bange, zitterige Verlegenheit zwischen den beiden Menschenkindern. Dann aber zog der Schlosser ganz einfach das schöne Mädchen an sich und küßte es auf den Mund. Er küßte die roten Lippen noch einmal und dann wieder, und Nina ließ es geschehen, ohne ihm jedoch seine Liebkosungen zu erwidern.

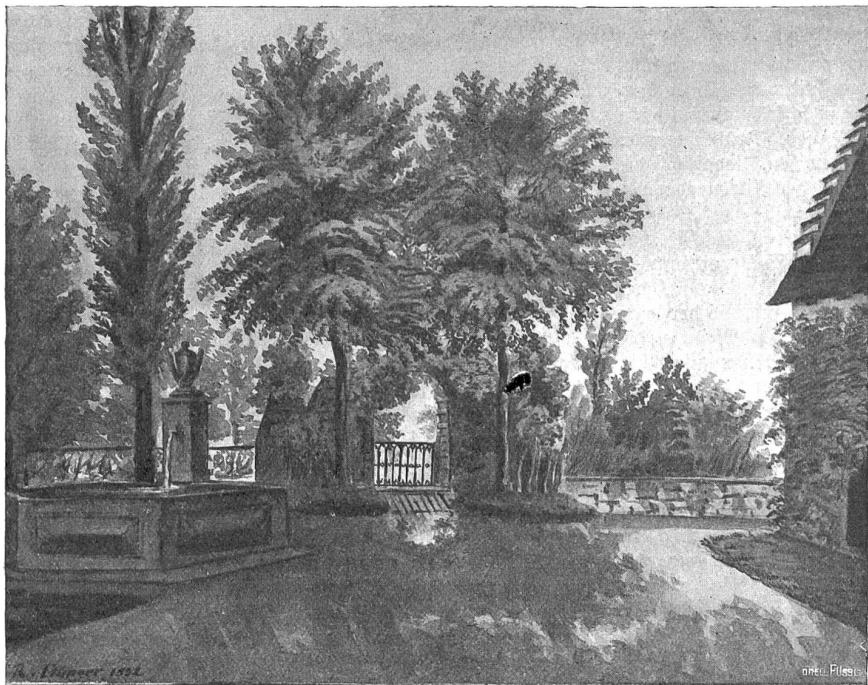
Im nächsten Augenblick ließ die beiden ein grimmiges Lachen und eine drohende Stimme auffahren, die rief: „Alla salute, bella Ninna ... Alla salute!“ Und noch ehe sie recht wußten, was eigentlich geschehen, rannten zwei junge Bursche durch das Gastzimmer ins Freie. Von dort aus sandten sie flüchtige Blicke rückwärts, und da erkannte der Schlosser die beiden Tagediebe wieder, die schon bei seinem ersten Besuch faulenzend in der Schenke gesessen.

War es nicht sonderbar, daß keines die Glastüre hatte öffnen hören, keines die nahenden Schritte auf den unsicheren Bodenbrettern vernommen! Sonderbar!

Wie jäh aus schwerem Rausch zur Rüchternheit erwacht,



Schloß Wildegg von Nordwesten. Nach Zeichnung von Hans Meyer-Cassel.



Schloßhof zu Wildegg. Nach Aquarell von Rudolf v. Effinger (1803—1872).

ging Schlosser Uli aus der Schenke fort. Kein Wort hatte er gesprochen, und Nina hielt ihn auch nicht zurück.

In seinem Zimmer stützte er erst den ganz benommenen Kopf in beide Hände und stierte gedankenlos in die Tischplatte. Hierauf lief er bis spät in die Nacht unablässig im Zimmer auf und ab und flüsterte leidenschaftlich Ninas Name. Er hatte sich gut dagegen wehren, kein Reden und Wüsttum half mehr. Mit mächtiger Gewalt hatte ihm jetzt die Liebe den Kopf verdreht.

Mitternacht mochte längst vorüber sein, als er plötzlich stille stand, überlegte und kämpfte, ob er nicht noch einmal zu Nina gehen könnte. Die Schenke mußte zwar jetzt geschlossen sein. Und da stand er auch schon auf der Gasse und schlich den Häusern nach. Schon von weitem sah er aus Ninas Fenster einen Lichthein in die dunkle Nacht fallen; er wurde unruhig, das Herzblut klopfte ihm fast hörbar am Halse. Vorsichtig schlich er um die Baracke und blickte durch eine Vorhangreihe in das erleuchtete Zimmerchen. Noch vollständig angekleidet saß Nina auf einem niedern Schemel, hielt mit beiden Händen die Knie umschlungen und starre regungslos auf den Fußboden. Schlosser Uli klopfte vorsichtig ans Fenster, und ebenso vorsichtig öffnete Nina die Türe; sie hatte ihn erwartet.

Ihr Blick war lächelnd und hell, als er zu ihr ins enge Stübchen trat. Wie sie aber neben ihm auf dem niedern Schemel saß, schob auf einmal eine wilde Leidenschaft aus ihr hervor, und sie küßte ihn zum ersten Mal auf den Mund. Nicht lange nachher aber richtete sie sich straff und abwehrend auf. „Es ist genug! Es muß genug sein!“ sagte sie bestimmt und sehr ernst,

nichts zu tun haben. Überall standen Aufpasser, Lauscher und scheinheilige Frager, und kam der Schlosser Uli hinzu, so stoben sie auseinander wie der Raum im Wind. Nur die beiden italienischen Burschen, die beiden Tagediebe, die waren nicht von ihm abzubringen. Sie umkreisten ihn, wie zwei Nasgeier ein Opfer umkreisen mögen. Selbst des Schlossers Haushälfte, das habhabhafte Meili, blieb von den Gerüchten nicht verschont. Entsetzt kündete sie eines Abends die Stellung auf den nächsten Ersten, damit sie nicht auch noch in die Mäuler komme. Nur der Rossi-Toni schien nichts zu ahnen. Er war freundlich wie immer, indessen unerhörte Geschichten im Quartier von Mund zu Mund ließen.

Schlosser Uli selber litt schwer unter den Gerüchten, die er aus den Augen der Leute lesen konnte, und obwohl sein Herz immer mehr dem stillen, eigenartig schönen Mädchen gehörte, konnte er sich doch nicht überwinden, sie um das Heiraten zu fragen. Er hatte Bedenken wegen des großen Altersunterschiedes. Ein dutzend Mal im Tage sagte er sich, ich könnte ja ihr Vater sein; nein, es geht nicht, es geht nicht! Die Leute würden über das ungleiche Paar lächeln und vom alten Holz reden, das am schnellsten brennt...

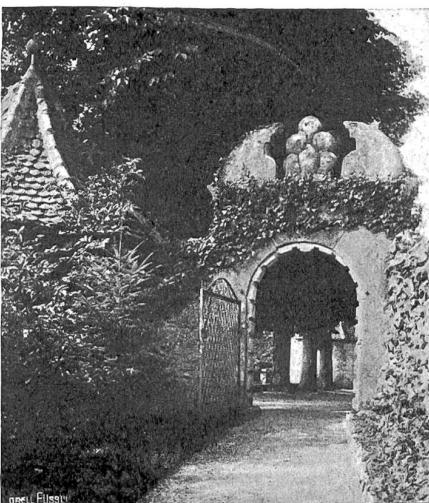
Aber die Sache gehen lassen wie sie wollte, ging auf die Dauer auch nicht. Das Arbeiten in der Werkstatt, das früher seine Lust und Freude gewesen, hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht. Unter dem Hammer klang sogar das Singen des Ambosses mißfarbig. Wenn er wenigstens allein in seiner Butte stünde! Aber den ganzen Tag die Gesichter der Gesellen ausforchen, ob die nicht etwa ihren Meister als einen Narren einschätzten! Und



Pfortchen von 1693 auf Schloß Wildegg
(mit dem Allianzwappen der Effinger und Sals).

die sonderbare Luft einatmen, die um ihn war! So schwarz und ballig war der Rauch noch nie aus der Esse gestiegen wie jetzt. Er drückte schwer auf die Brust. Das war schon nicht zum Aushalten, das war zum Teufelholen. Sogar die Eisenstäbe, die er zum mächtigen Gitter fügte, grinten ihn an: Du doch nicht so stark! Bist doch ein Schwächling gegen dich! — Was? Er ein Schwächling? Ha, das sollte ihm keiner ins Gesicht sagen! Mit dem würde er sonst abrechnen! Doch Himmel donnerwetter noch einmal!

„Schimpf nur, Schlosser Uli, schimpf, daß alle Schwarten krachen! Aber ein stilles Plätzchen, wo der Friede sich wieder niederlassen könnte, wie der Vogel aus der Luft, findest doch nimmer in dir! Das hast ver spielt!“ höhnte ihm sogar das harmlose Schreien und Jöhnen der spielenden Kinder entgegen, wenn er den



Barockportal auf Wildegg (mit Effingerwappen).

Kopf aus dem Läuferlein nach der Gasse strecke. (Schluß folgt).

Aphoristisches.

Für jedes Unrecht einen Verantwortlichen suchen, heißt den Menschen viel zu viel Ehre antun!

Weshalb kennen wir unsere Denker so schlecht? — Weil wir sie erst verstehen, wenn wir keine Zeit mehr haben, sie zu lesen!

Ich glaube keinem, der mir sagt, er habe mehr als zehn Philosophen gelesen: Neun davon muß er mindestens überlesen haben!

Wer schlechten Regierungen nur Böses nachsagt, der vergißt, was sie zur Bekämpfung des Staatsaberglaubens getan haben!

Wo Schafe verschlungen werden, da fragt man immer nur über den Wolf!

Walter Eggenschwyler, Turin.

Schicksal

Schnittet noch gestern die duftenden Schwaden, Wuchtig, mit Armen sehnig und nackt; Sonnenglanz stand sengend auf Matten und Mahden, Hell rauschten rings die Sensen im Taft.

Wieder zieht heut ihr, den Stahl zu schwingen — Hoch wallt gereift zur Ernte die Saat — Fällend das blühende Leben zu zwingen Oder — zu sinken, seufzend, als Mahd...

Elisabeth Lutz, Männedorf.

Aus der Kriegszeit.

Skizzen von Elisabeth Lutz, Männedorf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

allen Steigen kommen sie, die auszugbereiten Wehrmänner. Es ist still. Man spricht leise. Man gibt sich

Abendhelle. Ueber den Glarnerbergen rosige Wölleinshar. Der lezte Wagen duftigen Heus rumpelt von Nachbars Wiese. Scherzwort hallt — Hundegebell, vom Echo äffend zurückgeworfen, und dann, mit einem Fluch, die Stimme des Alten, die schwer und knarrend geht, wie das Räderwerk seines hölzernen Karrens.

Nun liegt die Wiese weit und öd. Ein Stöcklein Butterblumen, das die grimmen Schneiden verschont haben, nicht noch am niedern Zaun. Halmstoppeln knistern unter dem Fuß.

Da — in der Ferne Trommelschlag! Fahrendes Volt, das zur Kirchweih zieht? Eine Stimme, laut, dringend, als müßte sie die Kehle sprengen, hinausstürzen in ihrem Eifer, zu künden, zu wecken: „Regierig — Telegramm — Da Landsturm — Bataillon 57...“ dringt es klar durch die Stille. Mein Herz klopft. Mücken singen.

Und dann naht es eiligen Schritts und zieht auf weißer Straße vorüber: Ein Trommler — der Rüfer, seine Depesche in der Hand — dahinter, staubwirbelnd und drängend vor Erregung eine halbwüchsige Bubenschär. „Uh, Trummle!“ jauchtzt der Kleinste aus Nachbars Haus und schlüpft aus dem rosenumrankten Hofftor, so geschnell ihn seine bloßen Füßlein tragen, der Gruppe nach, die wiegend und hüpfend im Abendglanz hinter den Birnbäumen verschwindet. Trommelschlag wieder! Rufe. Groß und golden flammend sinkt die Friedensonne zwischen den schwarzen Baumkronen hinab.

Grauverhangen der Morgen. Am Bahnhof stehen Menschen gedrängt. In immer neuen Gruppen, von



Barockportal auf Wildegg (mit Effingerwappen).